

# Kirche als Netzwerk

## Chancen, Grenzen, Probleme



Henk Witte<sup>1</sup>

Die Internationale Föderation Katholischer Universitäten hat in den vergangenen Jahren eine Konsultation im Rahmen des Gedenkens des Zweiten Vatikanischen Konzils veranstaltet. Katholische Theologinnen und Theologen aus der ganzen Welt schauten im Hinblick auf die Zukunft von Kirche, Gesellschaft und Welt auf das Zweite Vatikanische Konzil zurück. Für die Kirche selbst erwarteten sie einen großen Bedarf an Reformen. Der Bericht der Konsultation zeigt bezüglich dieser Forderung nach Kirchenformen zwei Grundrichtungen. Einerseits wird eine Tendenz zur Konfessionalisierung deutlich. Hier wird der Schwerpunkt auf die vertraute Liturgie und auf Volksreligiosität gelegt. Andererseits wird eine Richtung erkennbar, die der Bericht als ein Streben nach einer „Dezentralisierung der Kirche“ bezeichnet. Diese zweite Tendenz zeigt sich nach dem Bericht vor allem in Kreisen, die die Säkularisation bereits hinter sich gelassen haben.<sup>2</sup> Unter dem Stichwort der Dezentralisierung nimmt man Abstand von der beharrlichen kirchlichen Gewohnheit einer beständigen Selbstreferentialität, mit deren Hilfe die Kirche die vertraute Organisation und Identität zu bewahren versucht. Stattdessen stehen bei der Dezentralisierung nicht die Kirche, sondern das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, wie sie das Evangelium verkündet, im Mittelpunkt. Das konfrontiert die Kirchen mit ihren institutionellen und konfessionellen Grenzen. Die naheliegende Frage ist, wie lange noch die Konfessionen ihre vertraute Sprache, ihre ge-

<sup>1</sup> Henk Witte ist außerordentlicher Professor (em.) am Xavier-Lehrstuhl an der Tilburg School of Catholic Theology, Tilburg University.

<sup>2</sup> *Mathijs Lamberigts, Gilles Routhier, Pedro Ferreira Oliveira, Christoph Theobald and Dries Bosschaert* (eds.): *50 Years After the Vatican II Council. Theologians from all over the world deliberate*, Città del Vaticano 2015, 86.

wohnen Praktiken und ihre traditionellen Strukturen aufrechterhalten können oder ob sie diese Grenzen überschreiten?

Das Christentum und damit die Kirchen sind in Europa zu einer Minderheit geworden. Das macht sie verletzlich. Diese Verletzbarkeit nötigt einerseits, vieles in die Erhaltung bekannter kirchlicher Strukturen und Sprachwelten zu investieren. Man kann jedoch nicht behaupten, dass die Reorganisation und die maßstabsgetreue Vergrößerung von Pfarreien und Gemeinden bis jetzt die erstrebte Auswirkung einer Revitalisierung der lokalen Kirchengemeinden oder eines Mitgliedszuwachs zur Folge gehabt hätten. Auch der „Import“ von Priestern aus einem nicht-westeuropäischen kulturellen Hintergrund garantiert als solcher nicht notwendig den Erhalt konfessioneller Orthodoxie. Andererseits macht Verletzbarkeit aber auch kreativ. Das Phänomen neuer kirchlicher Initiativen, die sogenannten Fresh Expressions von Kirche, ist ein Hinweis auf diese Kreativität. Auf ihre je eigene Art und Weise versuchen sie, Kirche als theologische Wirklichkeit fortzusetzen, während sie sich von den gegebenen kirchlichen Organisationsstrukturen und konfessionellen Grenzen distanzieren und sogar gelegentlich auch die Grenzen zwischen den Religionen überschreiten. In Zusammenhang mit diesen neuen Initiativen manifestiert sich die Kirche organisatorisch vor allem als Netzwerk, obwohl auch innerhalb traditioneller Kirchenstrukturen Netzwerkgestaltung kein unbekanntes Phänomen ist.

In diesem Beitrag steht daher die Frage nach den Chancen, den Grenzen und den problematischen Aspekten von Kirche als Netzwerkorganisation im Zentrum. Zunächst ist eine Begriffserklärung notwendig: Was ist gemeint mit einer Netzwerkorganisation? Dann erst sind die Chancen, Grenzen und Probleme des Konzeptes zu erläutern. Dabei hängen Chancen, Grenzen und Probleme eng miteinander zusammen. Schließlich ruft jede Chance ihre Grenzen und Probleme hervor.

### *Verein oder Netzwerk?*

Die Frage nach der Eigenart eines Netzwerks lässt sich anhand eines Vergleichs mit dem Verein als geläufiges Organisationsmodell von Kirche klären. Im Zeitalter der Konfessionalisierung des Christentums haben die Kirchen sich vor allem nach dem Modell eines Vereins organisiert, ungeachtet, ob sie hierarchische, presbyterial-synodale oder kongregationalistische Strukturprinzipien vertraten. Im 19. Jahrhundert bevorzugte die römisch-katholische Kirche in Zusammenhang mit ihren Konflikten mit den aufstrebenden europäischen Nationalstaaten organisatorisch zwar eine Ori-

entierung am Modell des Staates – wie es im Konzept der Kirche als *societas perfecta* zum Ausdruck kam<sup>3</sup> –, nach dem Ersten Weltkrieg jedoch erhielt auch katholischerseits das Modell des Vereins immer mehr Anhänger-schaft.

Als illustratives Beispiel kann die Antwort eines katechetischen Handbuchs aus dem frühen 20. Jahrhundert dienen, in dem auf die Frage, was Kirche bedeutet, geantwortet wird: Kirche „heißt im Allgemeinen: Verein“. Dieser allgemeine Begriff wird daraufhin auf die Kirche bezogen: „Wenn wir sagen, dass Christus eine Kirche gestiftet hat, meinen wir, dass er einen Verein gestiftet hat.“ Das Handbuch fragt weiter, was ein Verein ist und bezieht auch diese Umschreibung auf die Kirche. „Ein Verein ist im Allgemeinen: eine Sammlung von Menschen, die alle dasselbe Ziel haben und von einer bestimmten Autorität oder Leitung geführt werden und zusammenarbeiten, um das Ziel zu erreichen.“ In diesem Sinne wird die Kirche Christi als eine Sammlung von Menschen umschrieben, die ihrer Lehre glauben und verpflichtet sind, gemäß dieser Lehre zu leben, und von einer Leitung, die Christus ernannt hat, geführt werden.<sup>4</sup>

Dieses Beispiel macht klar, welche Elemente für einen Verein konstitutiv sind. Ein Verein ist gestiftet, er hat ein Ziel und wird aus Leitung und Mitgliedern gebildet. Im Fall der Kirche stützen sich ihre Stiftung und ihre Einrichtung auf eine göttliche Initiative, was sie nicht nur von nichtkirchlichen Vereinen unterscheidet, sondern ihr auch eine Aura von Unveränderlichkeit gibt. Man ist Mitglied das ganze Leben lang. Grade oder Nuancen der Zugehörigkeit gibt es nicht. Das Verhältnis zwischen Leitung und Mitglieder, wie auch innerhalb des Kreises von Personen mit Leitungsaufgaben, ist rechtlich festgeschrieben. Die Leitung ist zentral fokussiert oder hat einen monozentrischen Charakter. Der Leitungsstil zielt vor allem auf Kontrolle. In diesem Sinne spiegelte die Kirche einen für die Modernität als typisch erachteten Leitungsstil wider, wie er auch zeitgenössisch in der Großindustrie und in politischen Parteien vorkommt.

Ein soziales Netzwerk kann man mit Christakis und Fowler hingegen als ein organisierter Kreis von Personen umschreiben, der von zwei Elementen konstituiert ist: Menschen und die Verknüpfungen zwischen ih-

<sup>3</sup> *Joseph Listl*: Kirche und Staat in der neuen katholischen Kirchenrechtswissenschaft, Berlin 1978; vgl. *Henk Witte*: „Ecclesia, quid dicis de teipsa?“ Can ecclesiology be of any help to the Church to deal with advanced modernity?; in: *Staf Hellemans/Jozef Wissink* (eds.): Towards a New Catholic Church in Advanced Modernity. Transformations, Visions, Tensions, Münster 2012, 123–134.

<sup>4</sup> *J. L. van Mulukom*: Handboek der Katholieke Godsdienstleer voor scholen van M.U.L.O., Middelbare Scholen, Kweekscholen, Godsdienstcursussen en Jongens- en Meisjespatronaten, Deel 1, 's-Hertogenbosch 1925, 27–28.

nen.<sup>5</sup> Auch eine Gruppe als soziale Wirklichkeit stellt einen Kreis von Personen dar, der in diesem Fall durch eine gemeinsame Eigenschaft der Personen (wie Geschlecht oder Alter) konstituiert wird, wogegen im Fall eines Netzwerks die Verbindungen zwischen den Personen betont werden.<sup>6</sup> Das Individuum erweist sich in einem Netz als Knotenpunkt einer Vielzahl von Verknüpfungen sehr verschiedener Art mit anderen Individuen. Je mehr Verknüpfungen es hat, desto zentraler ist seine Stellung im Netzwerk. In diesem Sinne haben Netzwerke ein polyzentrisches Wesen im Unterschied zum Monozentrismus eines Vereins.

Die Verbindung von Personen in einem Netzwerk ist nicht nur ein relationales Faktum, sondern auch eine Frage der Übertragung von Informationen, eine Form von Beeinflussung oder, wie Christakis und Fowler es nennen, von Ansteckung (*contagion*).<sup>7</sup> Wir beeinflussen sowohl unsere Freunde als auch die Freunde unserer Freunde. Aber auch die Freunde (oder Feinde) unserer Freunde (oder Feinde) beeinflussen uns. Das kann schon dadurch geschehen, wenn unser Gesichtsausdruck, zum Beispiel Angst oder Freude, von einer anderen Person bemerkt wird und infolgedessen seine oder ihre Stimmung oder ihr Verhalten mitbestimmt. Daher ist es nicht nur ein Individuum, das ein Netz schafft, sondern auch das Netz, das wie ein transpersonales Subjekt die betroffenen Personen schafft und sie damit zur Überschreitung ihres Selbst anregt.<sup>8</sup>

Die sozialwissenschaftliche Forschung hat nachgewiesen, dass man im Durchschnitt nur sechs Kettenglieder in einer Serie braucht, um eine ganz unbekannte Person irgendwo in der Welt mittels eines Netzwerkes zu erreichen. Es hat sich ebenso gezeigt, dass die Übertragung von Informationen abgeschwächt wird, wenn sie sich über das vom Initiator aus berechnete, dritte Glied des Netzwerkes erstreckt. Als mögliche Erklärungen werden die intrinsische Dämpfung in Bezug auf die Zuverlässigkeit von Informationen, die wachsende Instabilität des Netzwerkes und eine evolutionäre Programmierung genannt, anhand derer wir seit Urzeiten nur drei Kreisen in unserer konkreten Umwelt begegneten.<sup>9</sup>

<sup>5</sup> *Nicolas Christakis/James Fowler: Connected. The Amazing Power of Social Networks and How They Shape Our Lives*, London 2011, 13.

<sup>7</sup> *Christakis/Fowler, Connected*, 16.

<sup>8</sup> *Christakis/Fowler, Connected*, 17–26. Vgl. *Heinrich Rombach: Phänomenologie des sozialen Lebens. Grundzüge einer Phänomenologischen Soziologie*, Freiburg/München 1994.

<sup>9</sup> *Christakis/Fowler, Connected*, 26–30.

In der spätmodernen Gesellschaft hat die Bedeutung von sozialen Netzwerken beachtlich zugenommen, unter anderem durch Erfahrungen wachsender Autonomie und durch den Einfluss der Digitalisierung unserer Lebenswelt. Der belgischen Soziologin Liliane Voyé zufolge beruht die Gestaltung von Netzwerken auf dem freien Entschluss von Individuen im Gegensatz zur Zugehörigkeit von verpflichteten Gruppen, wie Familie oder Religion.<sup>10</sup> Obwohl man die Einsicht Voyés infrage stellen kann – ist die Autonomie des Individuums wirklich so frei wie vorausgesetzt und beeinflussen Netzwerke, wie Christakis und Fowler deutlich machen, uns nicht im Voraus? – macht sie deutlich, dass Affinität ein wichtiges Prinzip der Netzwerkgestaltung ist. Gemeinsame Interessen, Fragen, Probleme oder Verwandtschaften bewegen Menschen dazu, sich einem Netzwerk anzuschließen. Welcher Art ihr Engagement ist – einwilligend oder abweisend und wie lange es dauert – und welches Maß an Intensität es hat, bleiben jedoch offen.

Neben der schon erwähnten Differenz zwischen Monozentrismus und Polyzentrismus kommen hier die deutlichsten Differenzen zwischen einer Vereinsorganisation und einer Netzwerkorganisation zum Vorschein. Während ein Verein am liebsten totale Identifikation und Partizipation einfordert, erlaubt ein Netzwerk Stufen von Identifikation (inklusive Nicht-Identifikation) und von Partizipation. Seiner Aufgeschlossenheit wegen ist auch die Dauer eines Netzwerkengagements von Fluidität gekennzeichnet.<sup>11</sup> Außerdem ist ein Netzwerk ziemlich gleichgültig im Hinblick auf die Gegenseitigkeit beruhender Verhältnisse, wie sie z. B. in einer Vereinsorganisation gesetzlich festgeschrieben sind.

### *Chancen, Grenzen, Probleme*

Im Prinzip können eine Netzwerkorganisation und eine Vereinsorganisation in der Kirche nebeneinander bestehen. Eine lokale Kirchengemeinde kann innerhalb ihrer institutionellen Strukturen zugleich auch kräftige Netzverbindungen zwischen den vor allem aktiv beteiligten Gläu-

<sup>10</sup> *Liliane Voyé*: Het kerkinstituut uitgedaagd; in: *Jef Stevens* u. a.: *Geloven in de kerk*. Een multidisciplinaire benadering, Averbode 2000, 85–92.

<sup>11</sup> Vgl. *Henk Witte*: Is Catholicity Still an Appropriate Concept in a Postmodern World?; in: *Dagmar Heller/Peter Szentpétery* (Hg.): *Umstrittene Katholizität. Von der zwiespältigen Beziehung zwischen Vielfalt und Einheit*; Tagungsbericht der 18. Wissenschaftlichen Konsultation der Societas Oecumenica (Beihefte zur Ökumenischen Rundschau 105), Leipzig 2016, 160.

bigen aufweisen. Diese zeichnen sich aus durch intensive gemeinsame Beziehungen und durch Solidarität und funktionieren wie der Kitt einer Gemeinde. Die Kirchen kennen bereits heute ein großes Spektrum von u. a. spirituellen und karitativen Netzwerken in ihrer Mitte. Die zentrale Frage ist jedoch, welches der beiden Organisationsmodelle leitend ist. Diese Frage gewinnt an Bedeutung, wenn das Gewicht der Netzwerke in der Gesellschaft wächst und das Gewicht von Vereinsorganisationen abnimmt.

Vor allem die Kirchenleitungen sind deshalb aufgefordert, bei jeder Aussage oder Maßnahme sorgfältig zu berücksichtigen, welches Organisationsmodell sie selbst offensichtlich voraussetzen und welches Modell zum Selbstverständnis der jeweiligen Gläubigen gehört. Wenn zum Beispiel eine Kirchenleitung erwartet, dass Gläubige in einem Vereinsmodell leben, während sie tatsächlich in einem Netzwerkmodell verkehren, wird man unvermeidlich Missverständnisse und Kommunikationsstörungen erwarten dürfen, die der Glaubwürdigkeit der Kirchenleitung nicht dienlich sind. Rechtliche Maßnahmen zeigen dann kaum Effekt und bestätigen eher die Legitimitationskrise des Kirchenrechts.<sup>12</sup> Eine Kirchenleitung benötigt deshalb die Fähigkeit, sich in beiden Organisationsmodellen zu bewegen und sich bewusst zu sein, welche Art von Intervention in welchem Fall angemessen ist. Gerade ein Netzwerk bedarf eines veränderten Leitungsstils: eher inspirierend und stimulierend, denn kontrollierend und beherrschend, weniger sichtbar, sondern vielmehr im Hintergrund Einfluss nehmend. Gerade weil Netzwerke bevorzugt soziale Gefüge sind, sind zuerst Verstärkung und Bestätigung sozialer Bande gefordert. Erst dann ist es möglich, inhaltliche Botschaften zu vermitteln, und das dann noch lieber in verbender Weise als explizit.

Chancen bieten Netzwerke vor allem dort, wo man sich an den Grenzen der Kirchen befindet. Nach dem schwedischen Jesuit Fredrik Heiding ist ein Aufenthalt am Rande nicht etwa eine besondere Situation oder unglückliche Ausnahme für eine pilgernden Kirche, vielmehr ist die kirchliche Grenze der Platz, wo sie angesichts ihrer ökumenischen und missionarischen Aufgaben sein muss.<sup>13</sup> Gerade in ökumenischer Perspektive geben Netzwerke die Möglichkeit, Kontakte aufzubauen oder zu unterhalten, die aus dem offiziellen kirchlichen Rahmen herausfallen, die jedoch ernsthaf-

<sup>12</sup> *Louis-Léon Christians: Crises et mutations du droit de l'Église catholiques dans les sociétés européennes sécularisées. Vers une éthique de responsabilité sociale*; in: *Joseph Famerée* (ed.): *La situation critique de l'Église catholique. Analyses et perspectives*, Leuven-Paris-Bristol 2015, 119–152.

<sup>13</sup> Vgl. *Fredrik Heiding SJ: Ignatian Spirituality at Ecclesial Frontiers*, Oxford 2012, 195–198.

ten Einfluss auf die Kirchen ausüben können.

In missionarischer Perspektive gilt dasselbe. Dem Prinzip der Gegenseitigkeit zufolge haben die Kirchen hoffentlich nicht nur ansteckenden Einfluss auf ihre jeweilige außerkirchliche Umwelt, sondern beeinflussen auch die Personen und Kulturen, die den Kirchen begegnen. Dies betrifft insbesondere ekklesiogenetische Situationen. Ekklesiogenese bedeutet, wie das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils deutlich macht, nicht überall und in jeder Lage dasselbe. Sie kennt Anfänge und Stufen und bisweilen auch Rückschritte. Jedes der möglichen Stadien fragt nach eigenen Wirkformen und geeigneten Mitteln.<sup>14</sup> Oft fängt es mit der einfachen Gegenwart von Christgläubigen zwischen Menschen an, mit denen sie in Achtung und Liebe verbunden sind.<sup>15</sup> Erst dann gibt es Möglichkeiten zur Verkündigung der christlichen Botschaft, gehören Bekehrung und Taufe sowie der Aufbau einer christlichen Gemeinschaft zu den weiteren Schritten.<sup>16</sup> Man darf deshalb in dieser Situation keine völlig ausdifferenzierten, kirchlichen Strukturen voraussetzen. Vielmehr sind gerade hier Netzwerkstrukturen gefordert. Obwohl die Gesamtsituation der Kirchen sich vor allem in Westeuropa heute viel eher ins Missionarische verändert hat, wird ihre Situation noch viel zu oft so betrachtet, als wäre sie noch ganz und gar kirchlich.<sup>17</sup> Wenn es jedoch angemessener ist, sich von einem missionarischen Gesichtspunkt her anzunähern, ist es auch angemessener, strukturell eher in Netzwerkstrukturen als in Vereinsstrukturen zu denken.

Netzwerke bekommen hingegen dort einen problematischen Charakter, wenn sie Exklusivität beanspruchen; wenn zum Beispiel eine Gruppe sich als die einzige wahre Gestalt des Christenseins betrachtet. Das Affinitätsprinzip, das Netzwerken zugrunde liegt, kann diese Gefahr begünstigen. In diesem Fall stehen Netzwerke nur im Dienst der Selbstbestätigung, ja eben der Multiplikation derjenigen, mit denen wir ohnehin schon derselben Meinung sind, oder sie dienen der Stärkung innerkirchlicher Fraktionsbildung. Daher ist die Frage, wie katholisch im theologischen Sinne solche Netzwerke zu verstehen sind. Denn Katholizität macht hier auf andere Stimmen aufmerksam als die eigene und fordert zur Auseinandersetzung

<sup>14</sup> Vatikanum II, Ad gentes Nr. 6.

<sup>15</sup> Ebd. Nr. 11.

<sup>16</sup> Vgl. ebd. Nr. 13–17.

<sup>17</sup> Vgl. *Christoph Theobald S.J.*: Das Christliche als Lebensstil. Die Suche nach einer zukunftsfähigen Gestalt von Kirche aus einer französischen Perspektive; in: *Christoph Böttigheimer* (Hg.): Zweites Vatikanisches Konzil. Programmatik – Rezeption – Vision, Freiburg i. Br. u. a. 2014, 203–219.

mit ihnen und zur Integration pluraler Meinungen heraus. Hier steht aber nicht nur die Katholizität als Eigenschaft der Kirche, sondern auch der Gottesbegriff selbst auf dem Spiel. Denn die Frage ist, inwiefern Gott benutzt werden darf im Hinblick auf die eigene Selbstbestätigung und inwieweit Gott uns nicht vielmehr dazu nötigt, eben die Grenzen unseres Selbst und unserer Gruppe in der Richtung eines integraleren Menschseins zu überschreiten.<sup>18</sup>

Eine zentrale Frage ist auch, inwiefern die Netzwerkstruktur eine adäquate Struktur der Kirche sein könnte. Können Kirchen sich damit genügen, sich nur als Netzwerk zu gestalten? Kann ihr theologisches Wesen sich in diesem Fall vollständig entwickeln (ganz abgesehen von der Frage, wie die Kirchen theologisch ihr Wesen bestimmen)? Können Kirchen in der Gestalt von Netzwerken ihre fundamentalen Aufgaben verwirklichen? Kann man sagen, dass ein Netzwerk am Sonntag zusammenkommt, um das Wort Gottes oder die Eucharistie zu feiern? Hier zeigen sich nun auch die Grenzen einer Betrachtung der Kirche als Netzwerk.

Diese Fragen erhalten dort eine prägnante Zuspitzung, wo Netzwerke nur virtuelle Gestalt haben. Ebenso wie Netzwerke in der Missionstätigkeit der Kirchen organisatorische Hilfsstrukturen sind, gilt dies auch für virtuelle Netzwerke. Obwohl das Internet zahlreiche Möglichkeiten bietet, um religiöse Identität zum Ausdruck zu bringen und zu profilieren, um Gemeinschaft aufzubauen und religiöses Wissen zu teilen, um sich dieses Wissen zuzueignen oder es zu diskutieren oder um seelsorgerliche oder spirituelle Unterstützung zu bieten, so bleiben doch Erfahrungen, die ein Bildschirm vermitteln kann, beschränkt.<sup>19</sup> Als Sinne sind nur Augen und Ohren beteiligt und bedürfen so notwendig der Ergänzung mit Hilfe der Imagination. Dazu kommt, dass ein Computer sich normalerweise nicht gerade in einer Religiosität ausstrahlenden Umgebung befindet und die virtuelle Realität solange nur im beschränkten Maß universelle Reichweite hat, so lange nur eine beschränkte Zahl von Menschen sich überhaupt einen Computer leisten kann bzw. auch kompetent in den neuen Medien ist. So

<sup>18</sup> Vgl. *Witte*, *Catholicity*, 161–170.

<sup>19</sup> Vgl. *Henk Witte*: Ecclesiologische kanttekeningen bij de digitale omwenteling; in: *Collationes* 44 (2014), 83–85; Onderzoeksgroep Virtuele Zingeving, Vrije Universiteit Amsterdam: De (on)mogelijkheid van de digitale kerk, siehe [www.handelingen.com/index.php/artikelen/17-de-on-mogelijkheid-van-de-digitale-kerk](http://www.handelingen.com/index.php/artikelen/17-de-on-mogelijkheid-van-de-digitale-kerk) (aufgerufen am 18.07.2016).

<sup>20</sup> Online-Kirche bezieht sich auf virtuelle christliche Gemeinschaftsbildung mit Hilfe vom weltweiten Web. Es unterscheidet sich von Kirche-Online im Sinne von kirchlicher



etwas wie eine Online-Kirche<sup>20</sup> ist deshalb keine Alternative für Kirche als Glaubensgemeinschaft, sondern eine Hilfsstruktur in Bezug auf Gemeindebildung. Ist ein virtuelles Netz wirklich hilfreich, dann kann eine Kirche es ohne ernsthafte Probleme nutzen. Frustriert es oder verhindert es jedoch das kirchliche Leben, dann sollte man ernsthaft abwägen, ob man es überhaupt anwenden will.

Dasselbe kann im Allgemeinen von Netzwerkstrukturen gesagt werden, dass sie im gewissen Sinne immer „da“ sind: unvermeidlich leben wir sie bzw. in ihnen. Die Kirchen können Netzwerke aktiv gestalten und zur Verfügung stehende Netze nutzen. Zugleich prägen die vielen Netzwerke, in denen ein spätmodernes Individuum sich bewegt, seine Kirchlichkeit natürlich mit und damit das kirchliche Leben. Wenn Netzwerke daher auf eine vollständige Verwirklichung des kirchlichen Lebens bezogen sind, sind sie tatsächlich hilfreich und nützlich. Fördern sie es jedoch nicht, dann sind Netzwerke mitunter einfach kontraproduktiv.